

Bernhard Klee dirigierte Verdis „Requiem“ in der Tonhalle

## Chorische Einheit

Singen, absagen, singen, absagen – das ist kein Abzählvers, das sind die Alternativen des peinlichen Entscheidungsnotstands, den ein Sänger durchleidet, wenn es ihm im Halse kratzt. Bei dem Tenor Piero Visconti, der am Fronleichnamstag im Verdi-Requiem (Tonhalle) singen sollte, schien die Sache für den Außenstehenden noch klarer: Seinen Stimmbändern entrang der Sänger nur noch ein Flüstern; nach gesundem Menschenverstand hätte er absagen müssen.

Aus alter Verbundenheit zum „Städtischen Musikverein“ aber und wegen der bekanntermaßen dünnen Reservistendecke in seiner Stimmlage entschloß sich Visconti – sicher zu Bernhard Klees Erleichterung –, den Abend zu riskieren, alle Unannehmlichkeiten eines sofort vollzogenen ärztlichen Eingriffs heroisch in Kauf zu nehmen und das „Ingerisco“ mit bebendem Organ in ein kammermusikalisch-intimes Ornament umzuwandeln. Viscontis Sangeskunst ist uns aus lieben Tagen mit dem Musikverein in Frankreich noch hinreichend präsent – wir wollen uns also aus der Erinnerung an bessere Tage dieses großartigen Sängers das hinzudenken, was er vorgestern leisten wollte, aber nicht leisten konnte.

Bei den drei anderen Solisten befinden wir uns in den unbequemen Regionen des persönlichen Geschmacks. Was Visconti erzwungenermaßen an Zurückhaltung übte, das legte Alicia Nafé großzügig wieder drauf. Sie machte aus ihrer Mezzopartie größere theatralische Auftritte, und ihre Gestiken riefen die kauzige Vision einer Lady Macbeth wach, die einen Flamenco tanzen will. Vielleicht meint Frau Nafé, sie könne ihren Gesang durch derlei Getue an Bedeutsamkeit steigern. Tatsächlich weckt ihr Timbre auch niemals den Verdacht, sie wolle und könne eine Fanfare imitieren. Aber hat der Künstlerin denn noch niemand gesagt, daß ihr leicht, aber majestätisch ansprechendes und kultiviert geführtes Organ und erst recht Verdis hoheitsvolle Vertonung des Totenmessen-Textes solche Faxen nicht nötig haben?

In Vertretung des ebenfalls halsleidenden Bassisten Kurt Moll trat Peter Meven aufs Podium. Klee kündigte ihn in seiner einleitenden Bitte um allgemeine Nachsicht mit den singenden Herren als „wunderbaren“ Interpreten der „Messa da Requiem“ an. Klee hat sich da im Wortschatz gar nicht euphemistisch vergriffen; Meven gab die Partie mit großer Musikalität, ebenso einfühlend wie prunkvoll. Mitunter verbrüdereten sich leichte kriegerische Schärfen mit seiner Neigung zur Intensität, so, als sei der „Mors“ niemand anderer als Webers Ka-

spar, der sich hier in Verdis hochexpressive Musik verirrt hätte.

Schließlich Margaret Price: Was diese Sängerin an Singkultur (von reinen Glockentönen hin zur heroischen Urgewalt) bis einschließlich des hohen „A“ in Düsseldorf bot, das ließ die Sinne andächtig erschauern. Und die Ergriffenheit machte es beinahe vergessen, daß Verdi oberhalb dieser Marke auch noch einige Töncchen in die Sopranpartie komponiert hat, die er vielleicht doch etwas weniger als gellende Signale verstanden haben möchte.

Der Städtische Musikverein versah die ehrenvolle Aufgabe, diesem doch sehr respektablem Solistenterzett den Rücken zu stärken. Und was da aus dem Bühnenhintergrund an chorischer Einheitlichkeit und Präzision erklang, ließ glatt den Verdacht zu, Chordirektor Hartmut Schmidt sei vielleicht ein besonders teuflisch tüftelnder Programmierer solcher Singdisziplin. Wo die Stimmen beispielsweise an die Grenzen der Lungenkapazität kommen (bei Verdi seltener der Fall als bei Bach), wenden sie ausgesuchte Hilfestellungen an – auch die gehören zu den bewährten und erlaubten Techniken der Halbprofessionalität. Bravi!

Bernhard Klees ganz auf Übersichtlichkeit zielende Dirigierweise war anzumerken, daß da einige fieberhafte Stunden des Bangens (siehe oben) vorausgegangen sein mußten. Und tatsächlich rechtfertigt die Aufführungsgeschichte des Werkes, das so oft schon zur Versammlung heiliger Schluchzer verfremdet worden ist, einen entpathetisierenden Zugriff. Aber man möchte andererseits eben doch merken, daß diese Musik in jedem Takt emphatisch ist, daß sie Herzen zerreißen und Ungläubige bekehren will. Bei Klee war diese Unbedingtheit angesichts der freundlich koordinierten, Entspantheit nicht oft zu spüren. Das „Agnus Dei“ hatte dergestalt stellenweise wunderbare Innigkeit, ein lammfrommes Piano – gewiß, müßte nicht vieles drängen, bohrender, unmittelbarer formuliert werden?

Nun war das Spiel der Düsseldorfer Sinfoniker an diesem Abend auch alles andere als inspirierend. Ihr Spiel war unprofilierter; die Streicher klangen des öfteren recht strohig – und das Cello-Vorspiel zum „Offertorio“ war geradezu provinziell hingefiedelt. – Der Jubel hinterher erscholl in erwarteter Lautstärke. Daß das Publikum Visconti in den Applaus integrierte, war ein Zeichen von Fairness. Aber nicht wenige werden zähneknirschend eine andere Lösung für besser gehalten haben.

WOLFRAM GOERTZ

DÜSSELDORF

SOLISTENPECH

Schieben wir es mal auf den Unstern, der an beiden Abenden (29. und 30. 5.) über Verdis „Messa da Requiem“ gestanden haben muß, daß der Musikgenuß nur ein sehr, sehr magerer wurde. BERNHARD KLEE leitete die Aufführung mit seiner ganz persönlichen Version von Spannung, Innigkeit und Inspiration, integrierte selten den Chor und schon gar nicht die Solisten in sein Konzept – insgesamt wirkten die Düsseldorfer Symphoniker oft unkonzentriert und unbeteiligt, trotz einiger fein ausgearbeiteter und sensibel ausmusizierter Passagen. Übertrug sich die Unruhe des inhomogenen Gesangsembles etwa auf die Musiker? Einzig souverän und makellos singend war wieder der Städtische Musikverein (Leitung HARTMUT SCHMIDT), er bot einen großartig abgestuften Vokalhintergrund, vor dem zu singen es doch eine Wonne für das Solistenquartett hätte bedeuten müssen. Doch daß „große Namen“ nicht immer das sind, was sie auf dem Papier versprechen, erlebte man leider nur zu nüchtern. Wann sollte eigentlich ein Künstler wegen einer Indisposition absagen? Diese Frage haben sich sicherlich viele Konzertbesucher auch selber gestellt. Indiskutabel war das, was PIERO VISCONTI dann noch bot. Mit seiner „Zurückhaltung“ behinderte er nicht nur seine Quartettspartner, sondern auch den Ablauf der beiden Konzerte. Unverantwortlich finde ich es von den Organistoren, daß sie es nicht verhinderten, daß ein solch indisponierter Sänger gleich auch noch den zweiten Abend „veranstalten“ durfte! MARGARET PRICE hatte trotz vokaler Einzelschönheiten nicht ihren besten Abend und ließ sich am zweiten durch die blendend disponierte und innig phrasierende, engagierte ihr Solo vortragende JULIA VARADY vertreten. ALICIA NAFÉ wirkte mit eigenwilligen Gebärden und zu introvertiert eingesetztem Mezzosopran leicht unpassend. PETER MEVEN sprang für den erkrankten Kurt Moll ein und erfüllte bis auf eine enge Höhe achtbar die an ihn gestellten Ansprüche. Hoffentlich wird es nicht Sitte, daß nun jedes Programmheft zu den Konzerten der Düsseldorfer Symphoniker DM 5,- kostet. Das Verdi-„Requiem“ ist doch nun wirklich bekannt genug – sollte da nicht ein Minimum an Information genügen, ich glaube, auch das Düsseldorfer Publikum will in Konzerten in erster Linie hören – oder?

– ANGELA ODENTHAL –